

## Wohin steuert das heutige Deutsch? Triebkräfte im Sprachgeschehen der Gegenwart

*Öffentlicher Vortrag von Hugo Moser*

*Otto Basler zum 75. Geburtstag gewidmet*

Über Entwicklungen in der deutschen Gegenwartssprache zu reden, ist nicht ganz ohne Schwierigkeiten. Sie liegen einerseits im Beobachter selbst. Er hat zu wenig Abstand von dem untersuchten Gegenstand, und er kann darum oft kaum mit Sicherheit unterscheiden, ob eine sprachliche Neuerung punktuellen, okkasionellen, temporären oder aber generellen und bleibenden Charakter hat, ob sie nur der ‚parole‘, der „Rede“ angehört, ob sie als Sprachbrauch zu gelten hat oder aber als Sprachnorm zu betrachten ist. Verstärkt werden die Schwierigkeiten, wenn der Beurteiler selbst Mitglied der Sprachgemeinschaft ist, über deren Sprache er sich äußern soll. Er ist dann selbst Mitakteur des sprachlichen Geschehens, das er betrachtet, und bekanntlich ist Selbsterkenntnis der unsicherste Teil der Erkenntnis. Doppelt schwierig ist es, die Triebkräfte zu erkennen, die hinter den sprachlichen Wandlungen stehen. Aber auch vom Gegenstand her ist es nicht leicht, Gültiges zur Gegenwartssprache auszusagen, schon deshalb, weil diese im Vergleich zu früheren Sprachzeiten einen ausgesprochen dynamischen Charakter hat; vieles ist im Fluß, so daß man oft nur gewisse Tendenzen der Entwicklung erkennen und nur bis zu einem bestimmten Grad die Triebkräfte feststellen kann, von denen sie ausgehen.

Es ist hier nicht der Ort, sich mit dem Begriff „Sprache“ auseinanderzusetzen. Aber zweierlei muß in unserem Zusammenhang gesagt werden. Einmal: Sprache ist hier gemeint im Sinne des geltenden sprachlichen Besitzes, des „Systems“, also der ‚langue‘, die de Saussure der ‚parole‘ gegenüberstellt. Die Anwendung des Systems in der „Rede“ ist nicht unser Thema: Nicht stilkritische Betrachtungen sind unser Ziel, wohl aber gelegentlich sprachkritische. Und zum zweiten:

„Sprache“ muß hier, soll unser Überblick nicht zu umfangreich und zu vielfältig werden, in einem eingeschränkten Sinn gebraucht werden. Wir betrachten hier nur die deutsche Hochsprache, und innerhalb dieser klammern wir Fach- und Sondersprachen aus. Wir versuchen also, der „Durchschnittshochsprache“ oder der „allgemeinen Hochsprache“ nachzugehen, wobei wir wissen, daß sie eine Erscheinung ist, deren genaue Abgrenzung problematisch ist.

Wie wollen wir vorgehen? Ich möchte ein Wort Schillers an den Anfang stellen: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen.“ Die Sprache ist also für Schiller ein Spiegel der sie tragenden Menschen, der Sprachgemeinschaft. Schillers Wort enthält eine Wahrheit, die uns allen vertraut ist, allerdings nicht die ganze Wahrheit.

Wir könnten bei unserer Betrachtung zunächst nach den Ausgangspunkten der sprachlichen Entwicklung fragen. Diese sind heute von der Zeit Schillers in vielem verschieden. Während um 1800 die Sprache der Dichtung als Quelle sprachlicher Neuerungen noch stark im Vordergrund stand, ist dies im letzten Jahrhundert anders geworden. Die Bedeutung der Dichtung für die Sprachentwicklung ist stark zurückgegangen, nicht nur weil ihre gesellschaftlichen Funktionen geschrumpft sind, sondern auch weil die Dichter vielfach auf die Entfaltung eigener sprachlicher Besonderheiten verzichtet haben und sich weitgehend der Durchschnittshochsprache (oder der Alltagssprache) bedienen. Heute stehen andere Sondersprachen im Vordergrund, so die der Verwaltung, der Technik, der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaften. Die sprachliche Entwicklung wird auch weitgehend, in viel höherem Maße, als wir uns das eingestehen wollen, von der Werbesprache beeinflusst. Hinzu kommt die verstärkte Einwirkung der gesprochenen Alltagssprache.

Auch die Wege der Ausbreitung der sprachlichen Neuerungen sind wesentlich andere als um 1800. Von besonderer Wichtigkeit sind die modernen Kommunikationsmittel – Zeitung, Rundfunk, Bildfunk – und die Einführung der allgemeinen Schulpflicht. Auch das Buch hat heute eine ganz andere Verbreitung. Sehr entscheidend ist geworden, daß die Schriftsprache und die Hochsprache überhaupt im letzten Jahrhundert mehr und mehr zum (allerdings sehr abgestuften) aktiven Besitz aller Mitglieder der Sprachgemeinschaft geworden sind.

Das ist eine ganz andere Situation als in den Tagen Schillers, wo der aktive Anteil an der Schriftsprache auf eine kleine Elite beschränkt war.

Wir könnten auch die Sprache als Spiegel der Gesamtsituation im Bereich der geistigen Objektivierungen kultureller, wirtschaftlicher, politischer, technischer Art betrachten. Hier würden wir vor allem den Wortschatz fassen, der ja ein feiner Seismograph für viele Wandlungen und Neuerungen ist. Aber es liegt uns daran, möglichst alle Bezirke der Sprache einzubeziehen, nicht bloß den Wortschatz. Bei diesem Bemühen könnten wir den Gesichtspunkt grammatischer Kategorien in den Vordergrund stellen, also Veränderungen im Bereich der Lautung, der Schreibung, des Wortes und des Satzes einschließlich der Flexion untersuchen.

Wir wählen einen anderen Weg. Wir gehen aus von den Triebkräften, welche die Wandlungen bewirken und die dahinter sichtbar werden. Dabei stehen für uns die Ursachen der Entstehung von Neuerungen im Vordergrund, während die Gründe für deren Ausbreitung in diesem Zusammenhang zurücktreten müssen.

Die Triebkräfte, die bei der Entstehung von Wandlungen am Werk sind, können an zwei Orten gesucht werden: in der Sprache selbst und bei den Trägern der Sprache. Wir werden nicht mehr wie Wilhelm von Humboldt einer Sprache bestimmte Anlagen oder Anlagetendenzen zusprechen, die sich zu einem bestimmten Ziel hin entfalten. Auf dem Weg der Entwicklung der Sprache durch ihre Träger wird jedoch gewissen Richtungen der Weg gebahnt, in denen die Entfaltung fortschreitet, werden Anlagen geschaffen, an denen sie ansetzen kann. Entscheidend aber sind die beiden Sprachbenützer selbst wirksamen Kräfte, durch die auch latente Anlagen in der Sprache aktualisiert werden.

Bei diesen außersprachlichen Impulsen wirken geistig-seelische Triebkräfte und Ursachen mit Bedingungen sozialer Art zusammen. Die Triebkräfte psychologischer Art – teils sind es individualpsychologische, teils gruppenpsychologische – sind im wesentlichen dieselben, die auch bei der Ausbreitung von sprachlichen Wandlungen wirksam sind: die Neigung zur Differenzierung und Verdeutlichung einerseits, zur Systematisierung und Ökonomie andererseits, die Tendenz zur Abstraktion neben der zu bildhafter Ausdrucksweise, ästhetische und ethische Impulse. Häufig wirken mehrere Kräfte zusammen, nicht selten auch manche gegeneinander. Bei der

Ausbreitung von Veränderungen tritt als wichtige Ursache die Neigung zur Nachahmung dazu (s. u.).

Was die Ursachen sozialer Art, also die objektiven Antriebe für sprachliche Entwicklungen anbelangt, so geht es um die Frage, wie sich gesellschaftliche Veränderungen sprachlich auswirken: kulturelle, religiöse, politische, wirtschaftliche. Diese objektiven Ursachen hängen ihrerseits zum Teil wieder mit geistig-seelischen Wandlungen zusammen.

Es zeigt sich, daß die geistig-seelischen Triebkräfte zu allen Zeiten der sprachlichen Entwicklung im Grunde die gleichen sind, obwohl sie in verschiedener Stärke und mit verschiedenem Akzent auftreten und in ihrer Wirkung durch die verschiedene Situation sozialer Art modifiziert werden. Von ihnen gehen wir aus, wenn wir uns nun wichtigen Veränderungen im System der heutigen deutschen Hochsprache zuwenden; Fragen der Ausbreitung von Neuerungen und der regionalen Geltung des Systems werden wir erst am Schluß streifen. Es wird sich zeigen, daß es sich bei den meisten Neuerungen um das Streben der Sprachträger nach höherer Leistungsfähigkeit der Sprache, nach verstärkter Sicherung der Verständigung, nach *Efficiency*, handelt.

### *I. Wandlungen im System*

#### *Differenzierung*

Im Zeitalter der Spezialisierung kommt auch der sprachlichen Differenzierung eine besondere Bedeutung zu. Die Sprache hat ja nach Wilhelm von Humboldt die Aufgabe, die Welt in das Eigentum des Geistes überzuführen. Die Entwicklung in Deutschland wie in Europa geht seit dem späten Mittelalter dahin, daß nicht nur die vom Menschen sprachlich zu bewältigende Welt differenzierter wird, sondern daß in engem Zusammenhang damit die Kultursprachen in vielen ihrer Mittel, namentlich in ihrem Wortsystem, immer differenzierter werden. Auch in unseren Tagen wird ständig sprachlich Neues im geistigen wie im technisch-naturwissenschaftlichen Bereich aus dem überkommenen Erbe entwickelt, und ständig entstehen neue Wörter mit neuen Erscheinungen. Eine fast beängstigende Ausweitung des Wortschatzes hat seit dem letzten Jahrhundert in der deutschen wie in anderen Kultursprachen eingesetzt. Sie vollzieht sich mit den herkömmlichen Mitteln, vor allem denen der Synthese, also der Wortzusammensetzung und der sogenannten Ableitung. Dabei

wird das Mittel der Zusammensetzung, das für die germanischen Sprachen im Laufe ihrer Entwicklung so besonders fruchtbar geworden ist, heute im Deutschen – das sei sprachkritisch bemerkt – oft in nicht unbedenklicher Weise angewandt. Es gibt nicht nur mehr zweigliedrige, sondern auch drei-, vier- und mehrgliedrige Zusammensetzungen; Beispiele sind etwa: *Generalstaatsanwalt*, *Hauszinssteuerdarlehen*. Ein fachsprachliches Wort wie *Hochleistungsultrakurzwellengeradeausempfänger* zeigt deutlich die Gefahr, daß das Bildungsmittel der Zusammensetzung überanstrengt wird und daß Wortungetüme entstehen.

Häufig übernehmen wir auch Wörter aus anderen Sprachschichten und aus anderen Sprachstufen. So greifen wir zurück auf Wörter wie *Ampel* (*Verkehrsampel*), *Trube* (*Musiktrube*) und lassen wir Wörter der Alltagssprache wie *tippen*, *selbstredend* in die Hochsprache eingehen. Vor allem aber entlehnen wir auch Wörter aus anderen Sprachen, wobei es sich heute fast nur um Übernahme aus dem amerikanischen Englisch handelt (*Trend*, *Job*, *fit* usw.). Unsere Einstellung ist dabei – ohne daß die Probleme verschleiert werden sollen – im wesentlichen die Goethes, der die Auffassung vertreten hat, das Fremde sei für die Sprache nicht dazu da, daß sie es abstoße, sondern daß sie es verschlinge. Entscheidend ist, ob ein fremdes Wort eine Lücke im System ausfüllt.

### *Verdeutlichung*

Die angeführten Vorgänge der Differenzierung betreffen den Wortschatz; andere beziehen sich auf den Formenbau. Hier zeigt sich besonders klar, daß die Differenzierung sehr oft gleichzeitig der Verdeutlichung dient.<sup>1</sup> Ich denke etwa daran, daß wir heute in indirekter Rede zwar meist noch den Konjunktiv verwenden, dabei aber den Konjunktiv der Vergangenheit (Konjunktiv II) neben dem des Präsens (Konjunktiv I). Hieß es früher der Regel nach: *Er sagt(e)*, *er komme morgen*, so vielfach heute: *Er sagt(e)*, *er käme morgen*. Ausgangspunkt für diese Entwicklung sind Formen, in denen Indikativ und Konjunktiv des Präsens formal im Neuhochdeutschen übereinstimmen. In diesen Fällen, d. h. in der 1. Person des Singulars und im ganzen Plural, ist man im Sinne der Verdeutlichung schon lange dazu übergegangen, die Formen des Konjunktivs II zu gebrauchen.

<sup>1</sup> Vgl. zum folgenden Verf., zum Formenausgleich in der heutigen deutschen Hochsprache, Festschrift für Taylor Starck, 1964, S. 98 f.

Im Zuge einer Generalisierung oder Systematisierung dehnt man nun den Gebrauch des Konjunktivs II auch auf die 2. und 3. Person Singular aus, bei denen eine formale Scheidung zwischen Indikativ und Konjunktiv noch vorhanden ist (*du kommst – daß du kommest; er kommt – daß er komme*).

Sehr häufig begegnet aber auch in der indirekten Aussage schon der Gebrauch einer analytischen Bildungsweise, des sogenannten Konditionalis, also der Umschreibung mit *werden*: *Er sagt(e), er würde morgen kommen*. Hier nimmt die Entwicklung ihren Ausgang von den schwachen Verben. Man betrachte das folgende Beispiel: *Wenn ich ihm begegnete, sagte ich es ihm*. Hier genügt die finite Form des Verbums im Hauptsatz nicht mehr, um den Modus zum Ausdruck zu bringen, da schon seit langem im Neuhochdeutschen Indikativ und Konjunktiv der einfachen Vergangenheit bei den schwachen Verben formal zusammengefallen sind. Die Umschreibung mit *werden* dient also der Verdeutlichung. Wieder schließt sich diesem Vorgang ein solcher der Systematisierung an, insofern, als auch die starken Verben von der Entwicklung erfaßt werden. Bei ihnen sind Indikativ und Konjunktiv der einfachen Vergangenheit noch geschieden: *Er kam – daß er käme; er stand – daß er stünde*. Trotzdem tritt an die Stelle von: *Wenn ich ihn träfe, böte ich ihm mein Buch an* heute schon häufiger: *Wenn ich ihn träfe, würde ich ihm mein Buch anbieten*. Ja, selbst nach *wenn* wird heute entgegen der herkömmlichen Regel schon häufig die analytische Form, die Umschreibung mit *werden* gebraucht, obwohl hier der Modus durch die synthetische Form genügend gesichert wäre: *Wenn ich ihm begegnen würde, wenn ich ihn treffen würde*.

Damit hat sich eine Entwicklung angebahnt, die zu einem analytisch gebildeten Einheitskonjunktiv führen kann.

Ein Stilproblem entsteht durch das Zusammentreffen von zwei *würde*: *Wenn ich ihn treffen würde, würde ich ...* Es läßt sich auf eine doppelte Weise lösen. Einmal durch die Umstellung des Haupt- und des Gliedsatzes: *Ich würde ihm mein Buch anbieten, wenn ich ihn treffen würde*. Zum anderen kann im *wenn*-Satz an die Stelle von *werden* das Modalverb *sollen* treten: *Wenn ich ihn treffen sollte, würde ich ...*

Auch im Satzbau zeigt sich bei den Infinitivsätzen eine Tendenz zur Verdeutlichung. Wir sind heute geneigt, neben oder statt des einfachen Infinitivs mit *zu* den mit *um zu* zu gebrauchen, gleichgültig, ob es sich um Final- oder Konsekutivsätze handelt: *Er ging nach Hause, um sich auszuruben; er ist Manns genug, (um) sich zu verteidigen*.

Die Entwicklung hat längst auch auf die Attributivsätze übergegriffen: *Das ist nicht die Methode, (um) ihn zu überzeugen*. Ja, im Zuge der, wie sich zeigt, auch hier eintretenden Systematisierung werden auch innerlich nicht verbundene Sätze heute mit *um zu* verbunden: *Er ging nach Italien, um dort krank zu werden*.

Auch der Gebrauch von *damit, so daß* an der Stelle von finalem und konsekutivem *daß* ist unter dem Gesichtspunkt der Verdeutlichung zu werten: *Er redete mit ihm, damit/so daß er nichts antworten konnte*.

Sehr oft wird heute auch der Inhalt eines Infinitivsatzes durch ein allgemeines *es, das, da* + Präposition vorausgenommen: *Er hatte es vor, zu kommen. Er erinnerte sich daran, daß er sie gesehen hatte*. Ich möchte dies antizipierende Konstruktionen nennen.<sup>2</sup> Im Zusammenhang der Substantivierung von Infinitiven werden wir noch eine andere Form der Verdeutlichung zu vermerken haben.

### *Systematisierung*

Auf eine starke Tendenz, die der Neigung zur Differenzierung entgegengesetzt ist, haben wir schon wiederholt hingewiesen: auf die zur Systematisierung. Im Zeitalter eines ausgeprägten Rationalismus wirkt sich die Neigung zum logischen Ordnen auch in der Sprache besonders aus.

Die Kasusendungen im heutigen Deutsch<sup>3</sup> sind seit dem frühen Mittelalter in einem Ausgleich begriffen, der sich auch heute noch fortsetzt. In wachsendem Maße wird der starke Dativ Singular endungslos verwendet: *mit einem Wort* – statt *Worte*, *an diesem Tag* – statt *Tage*. Der Dativ verliert damit sein eigenes Gesicht. Zwei Gründe sind für diese Vorgänge namhaft zu machen. Einmal ein phonetischer: die seit dem frühen Mittelalter einsetzende Abschwächung der Nebensilbenvokale. Sodann die Tatsache, daß wir im Deutschen in ganz unökonomischer Weise seit dem frühen Mittelalter die Stellung eines Wortes im Satz in doppelter Weise zu kennzeichnen pflegen, einmal durch die Kasusendung und andererseits in der Regel durch ein flektiertes Begleitwort, einen Artikel, ein Pronomen oder (und) ein Adjektiv.

<sup>2</sup> G. Bech spricht von explikativen Konstruktionen (vgl. Studien über das deutsche Verbum finitum 2, 1957, S. 5ff.); doch scheint mir hier keine erklärende Funktion vorzuliegen.

<sup>3</sup> Vgl. Verf., Formenausgleich, a.a.O., S. 93f.

Auch daß die Bezeichnung des starken Genitivs durch *s* zurückgeht, gehört in diesen Zusammenhang. Diese Entwicklung hat zunächst die Namen erfaßt, die mit einem Adjektiv verbunden sind, vgl. *die Städte des bayerischen Franken*. Goethe gab seinem Roman noch den Titel „*Die Leiden des jungen Werthers*“. Heute besteht auch die Neigung, das Genitiv-*s* bei der Verbindung von Personennamen und Titel zu unterdrücken: *die Bücher des Professor(s)/Doktor(s) Schulze*, wenn man nicht vorzieht, die Umschreibung mit *von* zu verwenden: *die Bücher von Professor/Doktor Schulze*.

Damit ist die in der gesprochenen Sprache schon weithin zu beobachtende Tendenz zum analytisch, mit *von* gebildeten Genitiv berührt (Typus des gesprochenen Deutsch: *der Hut von meinem Vater* neben: *meinem Vater sein Hut*); sollte die Systematisierung fortschreiten, so könnte der Umschreibung auch in der geschriebenen Sprache einmal die Zukunft gehören. Daß sich übrigens auch beim Dativ Ansätze zu präpositionaler Umschreibung zeigen, ist bekannt: *Er schrieb seiner Mutter – er schrieb an seine Mutter*.

Vor allem sind solche systematisierende Tendenzen bei der Wortbildung zu beobachten: die Wortverbindung *ein Band, eine Schallplatte besprechen* ist gebildet nach dem Muster von *ein Blatt Papier beschreiben*; *vertippen* ist eine Parallelbildung zu *versprechen*, *entloben* eine Gegenbildung zu *verloben*.

### Ökonomie

Die Vorgänge der Systematisierung sind auch unter einem anderen Gesichtspunkt zu sehen, nämlich unter dem der sprachlichen Ökonomie, der Einsparung oder der sparsameren Verwendung sprachlicher Mittel.

Freilich könnte man etwa einwenden, es sei unökonomisch, die Konjunktivumschreibung mit *werden* statt der einfachen Form des Konjunktivs II zu verwenden. Dieser Einwand trifft zu, was die Gestalt der Formen angeht. Im Ganzen des Systems aber stellt die Entwicklung durchaus eine Vereinfachung dar; immer mehr tritt, wie schon gesagt wurde, an die Stelle der verschiedenen Formen des Konjunktivs ein Einheitskonjunktiv, eben das sogenannte Konditional. Ähnliches gilt für die oben besprochene Ausbreitung der analytischen Bildungsweise des Genitivs.

Die Neigung zur sprachlichen Ökonomie, die in neuerer Zeit durch den drängenden Rhythmus des Lebens wohl noch verstärkt wurde,



zeigt sich zunächst wieder besonders deutlich beim Wortsystem, nämlich in der starken Entwicklung der sogenannten Akü-Sprache, der Abkürzungssprache. Wir beobachten heute geradezu eine Inflation von Abkürzungswörtern. Es sind zwar größtenteils Fachwörter oder Namen, aber viele (so z. B. für Parteien und Automarken) sind auch der allgemeinen Hochsprache eigen. Haben diese Abkürzungswörter zunächst der geschriebenen Sprache angehört, so gehen sie neuerdings mehr und mehr auch in die gesprochene über. Man schreibt und spricht selbstverständlich von *PS* (Pferdestärken), vom *LKW* (Lastkraftwagen) oder vom *VW*, und im Jargon der Studenten geht man auf die *UB* (Universitätsbibliothek). 90 000 Abkürzungswörter und -namen sind in Westdeutschland gezählt worden. Dabei handelt es sich im Deutschen größtenteils um Buchstabenabkürzungen, während im Englischen und Russischen die Silbenabkürzungen überwiegen (im Deutschen etwa DIN = Deutsche Industrienorm). Daneben bestehen jedoch auch Teilwörter: *F-Zug* für Fernschnellzug, *Bus* für Omnibus, in der gesprochenen Sprache *Uni* für Universität.

Die Zunahme der Zusammensetzungen, von der oben zu sprechen war, ist nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Differenzierung zu sehen, sondern wiederum auch unter dem der sprachlichen Ökonomie. Die Zusammensetzungen sind ja zum Teil ausgesprochene Raffwörter. So wird in der Bildung *Spitzenkandidat* ein ganzer Satz zusammengefaßt: *der Kandidat, der an der Spitze einer Wahlliste steht*. Weitere Beispiele dafür sind etwa *Überraschungsmanöver*, *Kennedyrunde*. Die sprachökonomische Funktion tritt in hohem Maße auch in einer bestimmten Art von Zusammensetzungen zutage, die heute rasch zunehmen, bei solcher ephemerer Art, wie sie besonders als Überschriften in den Zeitungen beliebt sind, vgl. *De-Gaulle-Reise nach Südamerika*. Hinter der Bildung *Fernsehurteil* steht eine ganze politische Entwicklung (Urteil im Streit von Bund und Ländern um die Zuständigkeit für das Zweite Fernsehen).

Sprachökonomische Gründe werden auch bei der Ausbreitung der Form der einfachen an Stelle der zusammengesetzten Vergangenheit im Spiel sein, vgl. die Formel des Rundfunks: *Sie hörten/saben ein Spiel von N. N.* (s. u.).

Bekanntlich verändern sich nicht nur die Formen des Konjunktivs, sondern sein Gebrauch geht in der indirekten Rede zurück. Man kann heute schon sagen: *Er sagt, er kommt morgen* statt: *Er sagt, er komme*

*morgen* oder *er käme morgen*, *er würde morgen kommen* (s. o.). Anders ist es bei der Wortfrage, wo der Konjunktiv noch häufiger steht: *Er fragt(e) ihn, wohin er gebe* oder auch hier: ... *wohin er ginge*, ... *wohin er gehen würde*; doch begegnet bei der Vergangenheit auch schon der Indikativ: *Er fragte ihn, wohin er ging*.

In bestimmten Fällen wird aber andererseits der Konjunktiv heute mehr gebraucht als früher. In wissenschaftlichen Vorträgen, aber auch sonst in der öffentlichen Rede begegnen oft Wendungen wie diese: *wenn man so sagen könnte*, *wenn ich so sagen dürfte*, *ich würde sagen*, *man könnte meinen* usw. Es handelt sich hier um sogenannte Konjunktive der Höflichkeit. Sie haben die Funktion eines Potentialis. Sie können abgeblaßte Höflichkeitsformeln darstellen, können eine Unsicherheit zum Ausdruck bringen, aber auch Ausdruck der Vorsicht sein. Ich glaube, daß sich darin nicht selten ein anderer Habitus in der Einstellung zum Erkenntnisvermögen äußert. Frühere Generationen waren mehr überzeugt von der Gültigkeit, ja Endgültigkeit ihrer Erkenntnisse, als wir Heutigen es auf Grund der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und eigener Erfahrung sein können.

Auch bei Veränderungen im Satzbau sind sprachökonomische Gesichtspunkte von großer Bedeutung. Mit H. Eggers ist eine Tendenz zu kurzen Sätzen zu vermerken. Dabei mag Alltagssprachlicher Einfluß im Spiel sein, zum Teil mögen auch Schriftsteller wie Hemingway Vorbild sein. Man ist auch geneigt, abgesehen von *daß*- und *wenn*-Sätzen, wenig Nebensätze mehr zu gebrauchen; die hypotaktischen Fügungen, insbesondere die Relativsätze treten nach dem Beispiel der gesprochenen Sprache stark zurück, die herkömmliche Satzperiode verliert an Boden. Die Sätze werden aber damit nicht ohne weiteres kürzer. Sie werden anders gebaut, insofern als nicht selten eine größere Zahl von Hauptsätzen aneinandergereiht werden, die oft durch eine Aufschwellung der einzelnen Satzglieder durch Genitivattribute, präpositionale Ergänzungen oder Partizipialsätze gekennzeichnet sind, vgl. *die Neigung der Sprecher zum Gebrauch des Konjunktivs der Vergangenheit in der indirekten Rede, der Mißbrauch der den Regierungen in die Hand gegebenen Mittel zur Erhöhung des Wohlstands der Bürger*.

Auffällig ist dabei die Zunahme nominaler Fügungen. Sie sind einmal als Ausdruck der Neigung zu abstrakter Ausdrucksweise zu werten, von der gleich die Rede sein wird, aber sie dienen vor allem auch

sprachökonomischen Zwecken. Den oben angeführten Raffwürtern entspricht das Streben nach Raffung im Satz. Man vergleiche: *Die Geltendmachung meines Anspruchs behalte ich mir vor* und: *Ich behalte mir vor, meinen Anspruch geltend zu machen*. Die Substantivierung *die Geltendmachung* rafft den Inhalt eines ganzen Satzes und wird zugleich wieder Ausgangspunkt eines neuen Satzes. Zugleich aber ergibt sich aus diesem Satz noch ein anderer Zusammenhang zwischen der Neigung zur Nominalisierung und der zur sprachlichen Ökonomie. Er wird etwa an einem Satz aus einem Rundschreiben einer Oberpostdirektion, der seinerzeit viele Sprachliebhaber schockiert hat, noch deutlicher: *Wir bitten Sie, die Abholung des Fernsprechbuches am 12. Dezember von 15 bis 17 Uhr, Wilhelmstraße 20, Zimmer 5, vorzunehmen*. Man hätte den Satz natürlich verbal wenden können: *Wir bitten Sie, das Fernsprechbuch am 12. Dezember von 15 bis 17 Uhr, Wilhelmstraße 20, Zimmer 5, abzuholen*. Jetzt zeigt sich der Nachteil des deutschen Klammersatzes, bei dem das Verbum, das in der Regel der Hauptsininträger eines Satzes ist, erst am Schluß erscheint. Diese Crux, unter der bekanntlich vor allem auch die Simultandolmetscher seufzen, wird in amüsanter Weise durch folgende Anekdote illustriert. Zwei Franzosen hören einen deutschen Vortrag. Der Redner gebraucht eben einen langen Klammersatz. Franzose A: „Qu'est-ce qu'il veut dire?“ Franzose B: „Attendez le verbe!“ Mit Hilfe der Nominalisierung gelingt es, den Inhalt des Verbums gleich zu Beginn des Satzes zum Ausdruck zu bringen, und darin liegt eine sprachökonomische Leistung. Freilich ist formal die Klammer damit nicht vermieden, aber das infinite Verbum (*vornehmen*) hat keine semantische Funktion mehr, sondern nur noch eine grammatische, nämlich die eines „Hilfsverbs“ (man spricht heute mit einem nicht ganz befriedigenden Terminus vielfach von einem „Funktionsverb“). In dem sprachökonomischen Vorteil sehe ich einen Hauptgrund für die Ausbreitung von Nominalgefügen, vgl. das soeben angeführte Beispiel *Die Geltendmachung meines Anspruchs behalte ich mir vor* mit: *Ich behalte mir vor, meinen Schadensanspruch geltend zu machen*, oder auch: *Wir haben die Abrechnung mit der Firma gestern in Berlin ohne jegliche Beanstandung durchgeführt* mit: *Wir haben mit der Firma gestern in Berlin ohne jegliche Beanstandung abgerechnet*. (Von solchen nominalen Umschreibungen sind jedoch untrennbare präpositionale Fügungen wie *unter Beweis stellen* wohl zu trennen.) Auch in anderen Fällen möchte ich den Rückgang der Satzklammer weitgehend in gleicher Weise als sprachökonomischen Prozeß werten.

Wieder entsprechend dem mündlichen Sprachgebrauch wird heute beim Relativsatz die Umklammerung weitgehend vermieden. Schrieb man etwa früher: *Den Mann, der uns gestern überfallen hat, kenne ich*, so findet sich heute daneben schon: *Den Mann kenne ich, der uns gestern überfallen hat*.

Ebenso wird auch in Sätzen mit präpositionalen Objekten heute vielfach die Entklammerung angewendet: *Die Untersuchung wird durchgeführt auf Grund eines noch nicht erprobten Verfahrens. Ich empfehle, zurückhaltend zu sein gegen Menschen, die nicht aufrichtig sind. Die Untersuchung wird sehr erleichtert dadurch, daß die Gewährsleute zuverlässig sind*.

Schließlich hat die Neigung, die Klammer zu vermeiden, auch zum Teil schon auf die trennbaren Präfixverben übergegriffen, vgl. *ich anerkenne* statt *ich erkenne an* (mit Verschiebung der Betonung: 'anerkennen – aner'kennen).

### *Abstraktion*

Nicht zu übersehen ist in der deutschen Gegenwartssprache eine andere Neigung, die zu abstrakter Ausdrucksweise. Diese Tendenz ist zwar allen vergangenen wie heutigen Kultursprachen eigen, gilt aber in besonderem Maße für die deutsche Gegenwartssprache. In ihr begegnen häufig Sätze wie diese: *Die Materialbeschaffungslage hat sich gebessert; die Straßenverhältnisse sind schlecht*. Es handelt sich um Vorgänge der Abstraktion: Man stellt einen allgemeinen Gesichtspunkt in den Vordergrund und wendet ihn auf Spezielles an. In einfacher und konkreter Weise würde man sagen: *Es gibt wieder genügend Material; die Straßen sind schlecht*.

Auch die Neigung zu nominalen Fügungen, die wir unter sprachökonomischen Gesichtspunkten besprochen haben, hat, wie wir schon festgestellt haben, eine Wurzel in der Zunahme abstrakter Ausdrucksweise. Wir wollen allerdings nicht übersehen, daß neben der Bildung nominaler Umschreibungen von Verbalinhalten auch immer wieder neue einfache Verben, Denominativa, entstehen, so etwa *drabten, fönen*. Man erkennt hier eine deutliche Gegentendenz: Die sprachliche Entwicklung hat, wie alle geistigen Entwicklungen, nicht selten einen dialektischen Charakter.

Ein besonderer Fall abstrakter und zugleich ökonomischer Ausdrucksweise ist der wachsende Gebrauch von Adverbien auf -mäßig: *Wohnungsmäßig geht es ihm schlecht*, statt *er hat keine (gute) Wohnung; lebensmittelmäßig geht es ihnen nicht gut*. Schon beginnt man diese

Bildungen auch adjektivisch zu benützen: *witterungsmäßige Einflüsse* u. ä.; hier liegt eine parallele Entwicklung zu den Bildungen auf *-weise* vor.

Im Zuge der Abstraktion und zugleich der Differenzierung sind sehr viele neue Substantivabstrakta entstanden, und ihre Zahl vermehrt sich zusehends. Es handelt sich vor allem um Bildungen auf *-heit/-keit* und *-ung*. Abstrakta auf *-heit/-keit* können grundsätzlich von allen Adjektiven und Partizipien der Vergangenheit gebildet werden: *Differenziertheit, Durchgängigkeit* usw.; solche auf *-ung* von allen Verben: *Durchdringung, Verlandung*.

Allerdings besteht die Neigung, an der Stelle von Abstrakta auf *-ung* substantivierte Infinitive zu gebrauchen. Wir schreiben heute vielfach: *das Erproben* statt *die Erprobung einer Methode*, *das Empfinden* statt *die Empfindung*, *das Erleben* statt *das Erlebnis*. Vielleicht ist dies eine Folge des Kampfes, den die Sprachpflege, besonders die Schule lange Zeit gegen die Abstrakta auf *-ung* geführt hat. Aber es gibt auch wohl noch andere Gründe. Wörter wie *das Erleben, das Empfinden* haben einen volleren Inhalt als die entsprechenden, abgegriffenen *ung*-Bildungen – vor allem besitzen sie noch viel von der Dynamik des Verbums; so stoßen wir hier auf eine besondere Form der Verdeutlichung (s. o.). Doch besteht auch hier wieder eine Gefahr. Wir können sie an der Sprache Heideggers beobachten, die von der Substantivierung des Infinitivs einen übertrieben starken Gebrauch macht. Die Erscheinung als solche ist im übrigen alt und findet sich schon in der Sprache der hochhöfischen mittelalterlichen Dichtung wie besonders in der der Mystik und der idealistischen Philosophie. Im Deutschen können bekanntlich ganze Infinitivsätze substantiviert werden: *das-Sich-einer-Sache-bewußt-werden-können* usw.

Sprachkritisch sei bemerkt, daß die Ausbreitung abstrakter Ausdrucksweise, die zunehmende „Vergeistigung“ der Sprache, auch eine Gefahr bedeutet: Die Sprache wird leicht zu blutleer, ihre Fähigkeit, Neues zu bewältigen, wird beeinträchtigt. Angesichts des Rückgangs der Mundarten, deren Einfluß auf die Hochsprache auch darin bestand, daß sie eine Quelle von Bildern waren, könnte man fürchten, daß die deutsche Hochsprache noch mehr an Bildhaftigkeit verliert. Es ist tröstlich, daß auch hier eine Gegenbewegung zu beobachten ist. Die Hochsprache nimmt auch heute immer wieder neue Bilder auf, nicht mehr wie früher aus den Bereichen der Natur, der bewältigten Natur – der Landwirtschaft, der Jagd – und des Handwerks, sondern

aus anderen Bezirken, aus denen des Sports und vor allem der Technik, vgl. *starten, stoppen, Briefmarkensport; Lohn-Preis-Spirale, Schmalspurstudium, entgleisen*. Auch aus der saloppen, zum Teil jedoch sehr bildkräftigen Alltagsrede (s. u.) dringen neue Bilder und Metaphern ein: *am Rande erwähnen, in den Griff bekommen, schief liegen*.

### *Inhaltliche Verblässung*

Die zunehmende Abstraktion fördert aber zugleich den Vorgang inhaltlicher Verblässung. Das ist ein weiteres Kennzeichen unserer heutigen Sprache, hinter dem nun allerdings noch Tieferes sichtbar wird. Wir leben in einer schnelllebigen Zeit, von der Sprache aus gesehen zudem in einer Zeit, da die Hochsprache, wie wir gesehen haben, in den Händen aller ist. Das bringt es mit sich, daß die Schriftsprache lexikalisch und grammatisch stärker abgeschliffen wird als früher. Das bedeutet, daß vor allem die Inhalte von Wörtern sehr viel rascher und allgemeiner verblassen können als in früheren Zeiten, denen die Erscheinung als solche im übrigen nicht fremd war. Ein Beispiel dafür ist das absolute Steigerungswort *sehr* (ahd. *sēro*), das ursprünglich *schmerzlich* bedeutete (vgl. *versehren* usw.). Schon im Laufe des Mittelalters wird *sehr* (mhd. *sēre*) auch zur Steigerung verwendet. Eine Frucht jeder sprachgeschichtlichen Betrachtung ist eine gewisse Gelassenheit gegenüber dem sprachlichen Geschehen: Was vor Jahrhunderten für *sehr* festzustellen ist, gilt heute ähnlich für *ungeheuer* und zumindest in der gesprochenen Sprache auch für Steigerungswörter wie *schrecklich, furchtbar (ungeheuer aufschlußreich, schrecklich schön, furchtbar nett, entsetzlich groß)*. An der Beschleunigung des Vorgangs der Sinnentleerung ist im besonderen auch die Sprache der Werbung beteiligt, die den Superlativ liebt: *etwas sorgfältigst aufbewahren, das strahlendste Weiß, Welturaufführung* usw. Es kommt hinzu, daß heute sehr viele verblaßte Modewörter im Gebrauch sind: *Gespräch, Ebene, Sektor, Problem, Anliegen, Bereich*.

### *Impulse ästhetischer und ethischer Art*

Schon lange hat man erkannt, daß bei der Entwicklung der Sprache auch Triebkräfte ästhetischer Art im Spiel sind. Sie äußern sich nicht nur etwa – da in besonders deutlicher Weise – in Zwillingsformeln, die durch Alliteration oder Endreim verbunden sind und zum Teil ein hohes Alter haben (*mit Mann und Maus, auf Schritt und Tritt*), sondern auch in anderen Fällen, so vielleicht bei dem Vor-

dringen der einfachen Vergangenheit gegenüber der umschriebenen (wo vor allem eine sprachökonomische Tendenz am Werk ist, s. o.). Sie sind zweifellos auch von Einfluß auf den Satzrhythmus, und sie mögen auch bei der Neigung, die Klammer zu vermeiden, eine Rolle spielen.

Ebenso sind auch ethische Impulse von nicht geringer Bedeutung für die sprachliche Entwicklung. Bestanden sie früher vor allem in einer oft übersteigerten Anwendung nationaler Gesichtspunkte, namentlich mit Bezug auf die Sprachreinheit, so sind es heute hauptsächlich Aspekte humaner Art, die eine Rolle spielen. Man wendet sich gegen eine sprachliche Verdinglichung des Menschen, die etwa in Bildungen wie *Menschenmaterial*, *Schülermaterial* vorliegt, besonders aber gegen den Gebrauch von Ausdrücken und Wendungen, die in der Zeit des Nationalsozialismus einen inhumanen, nicht selten einen entsetzlichen Sinn bekommen haben (vgl. *Selektion*, *Sonderbehandlung*). Eine moralische Beurteilung wird sich primär gegen die Anwendung in der „parole“ richten. Gewiß sind sich diejenigen, die diese sprachlichen Mittel gebrauchen, deren inhumaner Inhalte in der Regel nicht bewußt (wie frühere Wortinhalte den Sprachbenützern ja überhaupt nur in sehr verschiedenem Maße gegenwärtig sind). Aber eine verantwortungsbewußte Sprachpflege muß bemüht sein zu erreichen, daß Ausdrücke und Ausdrucksweisen, die sprachbewußtere Teile der Sprachgemeinschaft schockieren können, in der „Rede“ vermieden werden.

### *Sprachbewußtheit*

Die bis jetzt aufgeführten Beispiele sprachlicher Veränderungen sind Zeichen eines schwankenden oder schwindenden sprachlichen Normempfindens. Auf der anderen Seite ist unsere Zeit gekennzeichnet durch eine ausgesprochene sprachliche Bewußtheit – wie überhaupt durch ein gesteigertes Bewußtsein ihrer selbst. Damit steht eine intensive Sprachbeobachtung und eine bewußte Sprachpflege im Zusammenhang. Es gibt in Deutschland keine Entsprechung zur Académie Française, aber neben der Gesellschaft für deutsche Sprache haben sich auch die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und die Dudenredaktion die Sprachpflege zum Ziel gesetzt, und das Institut für deutsche Sprache in Mannheim ist soeben im Begriff, eine neue Abteilung für wissenschaftliche Begründung der Sprachpflege ins Leben zu rufen. Es ist hier nicht der Ort, sich über die

Prinzipien der Sprachpflege zu äußern: Sie betätigt sich vorzugsweise reaktiv, ohne daß aktives Wirken ausgeschlossen wäre. Einerseits wirkt sie retardierend, versucht Entwicklungen aufzuhalten, andererseits verfolgt sie positive Ziele, bemüht sie sich, sprachliche Entwicklungen zu fördern. Dabei ist es wichtig, daß ein gemeinschaftsbezogenes subjektives und objektive Prinzipien zusammenwirken: das Normempfinden und die Prinzipien der Häufigkeit (der Frequenz) und der Strukturgemäßheit.

Die ausgeprägte Sprachbewußtheit hat aber auch andere Folgen. So ist in den Bereichen der Rechtschreibung und der Hochlautung ein besonders starkes Streben nach Systematisierung zu beobachten. Die Bemühungen, das Rechtsschreibsystem von Unklarheiten und Widersprüchen zu befreien (z. B. auch was die Groß- und Kleinschreibung angeht), haben zugenommen. Nachdem im 19. Jahrhundert die gesprochene Form der Hochsprache neben der geschriebenen hervorgetreten war, wurde 1898 von dem Germanisten Siebs und seinem Arbeitskreis eine einheitliche Hochlautung geschaffen, die sich an der norddeutschen Aussprache orientierte; diese, zunächst für die Bühne gedacht, wurde bezeichnenderweise immer mehr zum allgemeinen Leitbild der Aussprache und wirkt sich auch schon auf die landschaftlichen Umgangssprachen und die Mundarten aus. Allerdings sind gerade heute Bestrebungen im Gange – wieder ein Ausdruck wachen sprachlichen Bewußtseins –, die Siebsschen Regelungen in manchen Punkten zu ändern. Sie gehen vor allem teils vom Rundfunk, teils von süddeutschen Sprachgebieten aus. So ist man dabei, neben der Siebsschen Hochnorm eine gemäßigte Hochlautung zu schaffen.

Auch in diesem Zusammenhang muß von einer Gefahr gesprochen werden, davon nämlich, daß die sprachliche Bewußtheit den Menschen verleitet, sich allzusehr als den Herrn der Sprache zu fühlen und zu glauben, daß er über diese frei verfügen kann. Das ist aber nur in einem Bereich, dem der Schreibung, voll berechtigt; sie ist ja eine Techne, die der Mensch selbst der Sprache hinzugefügt hat.

## *II. Wandlungen in der Geltung des Systems*

Zum Schluß sei die Frage nach der Ausbreitung von Neuerungen, d. h. nach der Geltung von Systemwandlungen, wenigstens noch gestreift. Es wurde schon oben gesagt, daß hier dieselben geistig-



seelischen Triebkräfte am Werk sind wie bei der Entstehung von Neuerungen: Differenzierung und Systematisierung, sprachliche Ökonomie und Neigung zu abstrakter Ausdrucksweise, ästhetische und ethische Impulse wie eine gesteigerte Sprachbewußtheit. Dazu tritt der Nachahmungstrieb als Grundlage der Ausbreitung von Wandlungen, aber auch ein Prinzip des Gegensatzes: Man ahmt ja nicht nur nach, man will auch anders sein, anders sprechen und schreiben. Allerdings ist die Neigung zur Opposition weit weniger wirksam als die zur Anpassung, und sie tritt besonders im Verhältnis einer Generation zur vorausgehenden in Erscheinung. Von entscheidender Bedeutung ist in neuerer Zeit eine allgemeine, dem Fortschritt zugeneigte Grundhaltung, die der Verbreitung aller Neuerungen, auch der sprachlichen, förderlich ist.

So ist auch im sprachlichen Bereich ein ausgesprochener Zug zum Ausgleich zu beobachten. Er ist allgemein der kulturellen Entwicklung eigen – nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen europäisch geformten Welt. Er hängt zusammen mit dem Einfluß der Industrialisierung, der Verwischung der sozialen Unterschiede u. a. m.

#### *Ausgleich vertikaler Art*

Die Ausgleichsbewegungen haben einen doppelten Aspekt. Einmal einen sozialen. Dieser zeigt sich darin, daß die sprachlichen Schichten sich annähern, daß also etwa die Mundarten sich auf die Hochsprache zu entwickeln und Umgangssprachen neben sie und an ihre Stelle treten. Aber solche Ausgleichsvorgänge vertikaler Art berühren auch die Hochsprache, vor allem insofern, als sie in zunehmendem Maße von der Alltagsrede beeinflußt wird. Ihre Einwirkung zeigt sich, wie wir gesehen haben, in bildhaften, wenngleich nicht selten saloppen Ausdrücken wie im Satzbau.

#### *Ausgleich horizontaler Art*

Die andere Form des Ausgleichs ist geographisch bestimmt. Sie zeigt sich z. B. sehr deutlich in einem horizontalen Ausgleich der Mundarten und darin, daß sich großräumigere landschaftliche Umgangssprachen entwickeln, aber wiederum auch innerhalb der Hochsprache. Gerade sie weist im deutschen Sprachgebiet landschaftliche Eigentümlichkeiten vor allem des Wortschatzes auf. Als Beispiele seien etwa genannt *Mappe* – *Aktentasche* und besonders Bezeichnungen für Berufe und Speisen: *Flaschner* – *Klempner* – *Installateur*;

*Blumenkohl* – *Karfiol*. Noch deutlicher werden diese Unterschiede, wenn man die Randgebiete des deutschen Sprachraums einbezieht. In der Schweiz spricht man von *Buße* statt von *Strafe*, in Österreich von einer *Bedienerin* statt einer *Aufwartefrau*. In neuerer Zeit ist vor allem im binnendeutschen Gebiet ein überregionaler Ausgleich in Gang gekommen, der schon weit vorangeschritten ist und zum Teil auch die Randgebiete erfaßt hat.

Auf der anderen Seite aber ist diesen gebietlichen Ausgleichsprozessen seit 1945, seit der politischen Teilung Deutschlands, eine Gegenbewegung erwachsen. Es ist ein wichtiger Vorgang im Rahmen der deutschen Sprachentwicklung, daß im Osten Deutschlands neue Wörter geprägt, andere zurückgedrängt und zum Teil Wörter begrifflich verändert werden. Die Neuerungen betreffen fast ausschließlich die herrschende politische Ideologie, die verbreitet werden soll, und aus ihr entstandene Einrichtungen. Zwar steht die ältere Generation dieser Entwicklung oft zurückhaltend gegenüber. Aber es gibt unvermeidbare Übernahmen von Wörtern wie *HO-Laden* (Geschäft der Handelsorganisation), *Volkskammer* oder *politischer Zirkel*. Ein Teil der Jugend verhält sich ebenfalls zurückhaltend gegenüber vielen sprachlichen Neuerungen, aber sie gebraucht sie schon zum Teil unbewußt, während sie ein anderer Teil bejaht und bewußt verwendet. Das mit den Mitteln eines totalitären Staates angestrebte Ziel ist, die ursprüngliche politische Sondersprache in die allgemeine Hochsprache überzuführen. Es ist außer in den kontrollierten öffentlichen Äußerungen noch nicht voll erreicht.

Man hat in beiden Teilen Deutschlands in diesem Zusammenhang das Wort „Sprachspaltung“ gebraucht. Man muß dieses Wort scharf ablehnen. Es liegt keine Spaltung der Sprache vor, wenn nicht nur die Regeln der Rechtschreibung und im wesentlichen auch die der Hochlautung, sondern vor allem auch die Flexionsformen und der Satzbau gemeinsam sind, wenn 98 oder mehr Prozent des Wortschatzes noch übereinstimmen! Aber die Gefahr einer Sonderung ist allerdings nicht zu übersehen. Das ist ein Faktum, das man, wenn man die Entwicklung der deutschen Gegenwartssprache analysiert, nicht verschweigen darf.

\*

Wohin steuert das heutige Deutsch? Es hat sich ergeben, daß diese Frage nicht in einem Satz zu beantworten ist. Es haben sich im System

Entwicklungen gezeigt, die einander zum Teil widersprechen: Neben einer Neigung zur Synthese im Wortschatz steht die zur Analyse im Formenbau, neben der zur Differenzierung die zur Systematisierung. Ständig, auch heute, vollziehen sich Vorgänge der Auseinanderentwicklung und solche des Zusammenführens zu gleicher Zeit. Neben einem starken Normbewußtsein läßt sich eine Schwächung des Normempfindens feststellen. Was wohl allgemein gilt, ist eine Tendenz zu abstrakter Ausdrucksweise, zur Vergeistigung der Sprache, der Verluste an lautlicher Vielfalt und an Formenreichtum entsprechen, das Streben nach sprachlicher Ökonomie und die Absicht, die *Efficiency* der Sprache nicht nur zu erhalten, sondern vor allem auch zu verstärken. Im Hinblick auf die Geltung des Systems läßt sich gleichfalls nicht durchweg dieselbe Entwicklungsrichtung erkennen. Eindeutig ist der Zug zu einem Ausgleich sozialer Art in der Richtung zur Hochsprache hin. Im Bereich der geographischen Ausbreitung dagegen steht einem schon seit längerem erkennbaren Zug zum regionalen Ausgleich der innerhalb der Hochsprache bestehenden landschaftlichen Verschiedenheiten seit 1945 die Gefahr einer neuen Sonderung gegenüber.

Daß das heutige Deutsch neben den überkommenen viele neue Ausdrucksmittel anbietet, bedeutet eine Chance und eine Gefahr zugleich, die der Ausländer besonders stark empfindet. Die neuen Mittel sind ihrem Wert nach größtenteils neutral, weil sie der Struktur der deutschen Hochsprache nicht widersprechen; Sprachkritik im eigentlichen Sinn schien gelegentlich notwendig, so vor allem im Zusammenhang mit der Neigung zur Abstraktion. Es ist nun eine Frage der „Rede“ und des Stils, ob und inwieweit man diese Mittel gebraucht.

Damit kehren wir zum Eingang zurück. Wir haben gesagt, Schillers Wort von der Sprache als einem Spiegel einer Nation, also der Sprachgemeinschaft, enthalte nicht die ganze Wahrheit. Es hat sich besonders auch bei den Überlegungen zu den sprachlichen Folgen der politischen Teilung Deutschlands gezeigt, daß die Sprache nicht nur ein Spiegel ihrer Zeit, sondern auch eine wichtige Bewegerin, ein Motor ihrer Zeit ist. Damit tragen wir alle eine große Verantwortung gegenüber unserer Sprache. Und damit treffen wir uns mit dem zweiten Teil des Schillerwortes. Es enthält *implicite* eine Aufforderung, eine Mahnung: „...wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen.“ Dabei

beziehen sich „groß“ und „trefflich“ zunächst auf die Art des Bildes, auf das *Wie*, das *significans*, nicht auf das dargestellte *Was*, das *significatum*, also auf Schillers „von uns“. Den Optimismus, mit dem Schiller in der Sprache eine Abbildung der Eigenart einer Sprachgemeinschaft finden zu können glaubte, werden wir trotz oder wegen Voßlers Forschungen nur ebenso bedingt teilen, wie wir skeptisch sind gegenüber einer zu raschen Verknüpfung von Sprachstil und Individualcharakter; das Verhältnis von Sprache und Anthropologie ist uns problematischer als früheren Generationen. So sind wir zurückhaltend hinsichtlich der Möglichkeit, einmal das Schillersche *Was* des Bildes, d. h. „uns selbst“, unsere Gesellschaft, unsere Zeit auf Grund unserer Sprache zu erkennen. Was aber das *Wie* des Bildes angeht, so ist uns unsere Sprache als überkommener Besitz in die Hand gegeben, und es erhebt sich die Frage: Wie werden die nach uns Kommenden die Art des ihnen im Spiegel entgentretenden Bildes, also die äußere und innere Form unserer Sprache, einmal bewerten? Ob sie einmal „groß“ und „trefflich“ genannt werden wird?

#### *Literaturhinweise*

*An Literatur, die diesem Vortrag zugute kam, nenne ich vor allem folgende:*

- G. Bech, Studien über das deutsche Verbum finitum, 1. Bd. 1955, 2. Bd. 1957 (Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab, Hist. fil. Medd. 35, Nr. 2 und 6).
- Eggers, Hans: Beobachtungen zum „präpositionalen Attribut“ in der deutschen Sprache der Gegenwart, Wirkendes Wort VIII, 1957/58, S. 257–267.
- Erben, Johannes: Abriss der deutschen Grammatik, 7. Aufl., München 1964.
- Grebe, Paul (Hgr.): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (= Der Große Duden, Bd. 4), 2. Aufl., Mannheim 1966.
- Korn, Karl, Sprache in der verwalteten Welt, 2. Aufl., Olten 1959.
- Lindgren, Kaj B.: Über Präteritum und Konjunktiv im Oberdeutschen, Neuphilol. Mitt. (Helsinki) LXIV, 1963, S. 264–283.
- Ljungerud, Ivar: Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900 (= Lunder Germanist. Forschungen 31), 1955.
- von Polenz, Peter: Funktionsverben im heutigen Deutsch (= 5. Beiheft zur Zeitschrift „Wirkendes Wort“), Düsseldorf 1963.
- Rath, Rainer, Trennbare Verben und Ausklammerung. Zur Syntax der deutschen Sprache der Gegenwart, Wirkendes Wort XV, 1965, S. 217–232.
- Weisgerber, Leo: Die Verantwortung für die Schrift (= Duden-Beiträge 18), Mannheim 1964.
- Verf., Entwicklungstendenzen im heutigen Deutsch, Der Deutschunterricht 1954, H. 2, S. 87–107, erweitert in: Moderna Språk, 1965, S. 213 ff.

- Verf., Groß- oder Kleinschreibung? Ein Hauptproblem der Rechtschreibreform (= Dudenbeiträge 1), Mannheim 1958.
- Verf., Neue und neueste Zeit, in: F. Maurer – F. Stroh, Deutsche Wortgeschichte II, 2. Aufl., Berlin 1959, S. 445–560.
- Verf., Zum Formenausgleich in der heutigen deutschen Hochsprache, Festschrift Taylor Starck, 1964, Coleman, S. 91–101.
- Verf., Sprache – Freiheit oder Lenkung? Betrachtungen zum Verhältnis von Sprachnorm, Sprachwandel, Sprachpflege (= Duden-Beiträge 25), Mannheim 1967. (Darin auch Weiteres zu Sprachbrauch und Sprachnorm, S. 16 ff.; Prinzipien der Sprachpflege, S. 37ff.).

Das Schiller-Zitat auf S. 2 stammt aus „Deutsche GröÙe“ (Sämtl. Werke, Verl. C. Hanser, München, 1. Bd., 1958, S. 474f.).